

1/2019
Gossner.

www.gossner-mission.de

Der lange
Weg
zum
FRIEDEN

UGANDA • Engagierter Blick nach vorn: Gladys Oyat • 16

NEPAL • Erschöpft von langen Kämpfen • 18

SAMBIA • Brunnenbau für die Zukunft • 26



10

Gossner. Schwerpunkt.

Der lange Weg zum Frieden

10 Versöhnung in Uganda:
Vergeben, aber nicht vergessen

14 Gedenken:
Von Opfern und Tätern

16 Perspektiven:
Ein steiniger Weg

18 Friedensarbeit in Nepal:
Erschöpft von langen Kämpfen

Gossner. Reportagen und Berichte.

24 Helfen
Spendeneinsatz:
Gut und verlässlich

26 Sambia
Brunnenbau: Wasser marsch!

30 Indien
Martha – Eine Idee mit Zukunft



30

Gossner.Rubriken.

2 Inhalt 3 Editorial 3 Impressum
4 Andacht 6,22 Aktuell
32 Leute 34 Leserbriefe 35 Ausblick
36 Projekt



22

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Was für ein Vertrauen! So lautet die Losung des 37. Deutschen Evangelischen Kirchentags, der im Juni in Dortmund stattfindet. Vertrauen haben – ob zu Fremden, zu Nachbarn, gar zu Freunden – das fiel den Menschen in Nord-Uganda lange Jahre schwer; das fällt vielen heute noch schwer. 2006 endete der Bürgerkrieg, der zu den längsten auf dem afrikanischen Kontinent zählt. Die Menschen lebten in Angst – vor den Rebellen und vor den Soldaten; vor Plünderern, Mitläufern, Verrätern. Hunderttausende fanden den Tod. 60.000 Kinder wurden verschleppt, versklavt, zu jungen Kriegern gemacht. Wie hätten die Menschen da noch vertrauen können?!

Silberia Ayguri hat bei einem schrecklichen Massaker 2004 fast alles verloren; ihren Mann, die Töchter, die Schwester. Sie hat den Tätern vergeben – doch sie weiß, dass es noch ein langer und steiniger Weg sein wird, bis endlich ein gerechter Frieden Einzug hält. Die Geschichte von Silberia Ayguri – eine bewegende, erschütternde Reportage aus Nord-Uganda – lesen Sie ab Seite 10.

Vom schwierigen Verhältnis zwischen Opfern und Tätern handelt der zweite Beitrag zu unserem Schwerpunktthema (Seite 14). Dagegen geht Gladys Oyat, Schulleiterin aus Kitgum, der Frage nach, wie verhindert werden kann, dass auf dem Boden des alten Konflikts ein neuer erwächst. Denn der Krieg hat Besitzverhältnisse verschoben, hat Traditionen, Gemeinschaften und Werte zerstört (Seite 16).

Auch in Nepal ging 2006 ein Bürgerkrieg zu Ende. Unsere Partnerin vor Ort, die United Mission to Nepal, setzt sich für Frieden und Versöhnung im Land ein und arbeitet ganz bewusst „konfliktsensibel“ (Seite 18). Vertrauen, vergeben, versöhnen, Frieden schaffen: Um diesen Themenkomplex dreht sich ein Podiumsgespräch der Gossner Mission beim Kirchentag; Gäste aus Nepal und Uganda werden dort über ihren Weg zum Frieden berichten.

Neben diesem Ausblick auch ein Blick zurück: Im zurückliegenden Jahr konnten wir wieder zahlreiche Vorhaben und Projekte realisieren – dank Ihrer unermüdlichen Unterstützung! (Seite 24 ff.) Dafür sagen wir: DANKE!

Ihre



Jutta Klimmt
Öffentlichkeitsreferentin

<<

Titelbild:
Gladys Oyat ist
vielfach engagiert in
ihrem Heimatland
Uganda. Beim
Kirchentag in Dort-
mund wird sie auf
dem Gossner-Podium
mitdiskutieren.
Foto: Helmut Kirschstein

Impressum.

Die Zeitschrift Gossner. erscheint dreimal jährlich.
Auflage: 6500 Exemplare.
Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 28.01.2019
Redaktion: Jutta Klimmt
Layout: Jana Müller-Heuser

Druck: Bonifatius-Druckerei, 33042 Paderborn
Herausgeber: Gossner Mission, Georgenkirchstraße
69/70, 10249 Berlin, mail@gossner-mission.de,
www.gossner-mission.de, Tel.: 030 / 2 43 44 57 50
Fax: 030 / 2 43 44 57 52
Bankverbindung: Evangelische Bank, IBAN: DE35 5206
0410 0003 9014 91, BIC: GENO DEF1 EK1

Frieden ist ...

mit dem
früheren Feind in
einem Raum schlafen
zu können

Von Oda-Gebbine Holze-Stäblein

Es müsste irgendwo in einer Schublade sein, zusammen mit den Kirchentagsschals der letzten Jahre: mein lila Tuch mit der weißen Aufschrift „Frieden schaffen ohne Waffen“.

Wie viele Erinnerungen hängen an diesem Stück Stoff! Erinnerungen an die Aktivitäten der Friedensbewegung. Die große Demonstration im Bonner Hofgarten im Oktober 1981, als 300.000 gegen den NATO-Doppelbeschluss demonstrierten. Erhard Eppeler und Dorothee Sölle redeten. Der friedensbewegte Kirchentag in Hannover 1983, bei dem die lila Tücher das Stadtbild prägten. Aber auch früher schon, 1981, die Demonstration während einer Rüstungsschau in Hannover, bei der ich zum ersten Mal erlebte, wie eine friedliche Demonstration durch einige Steinerwerfer aus dem Ruder lief. Es war zum Fürchten.

Heute kommt es mir so vor, als seien das alles Fossilien aus einem anderen Erdzeitalter. Vor drei Tagen sah ich in der Hannoverschen Zeitung eine Karikatur: Zwei mit Raketen beladene Lastwagen, ein amerikanischer und ein russischer, stehen einander an einer Mauer gegenüber, von der schon der Putz bröckelt. Auf der Mauer blassblau die Buchstaben INF, das Kürzel für „Intermediate Range Nuclear Forces“, der vor 32 Jahren abgeschlossene INF-Vertrag, der nun vor dem Aus steht. Aus dem amerikanischen Laster tönt eine Stimme: „DIESE Mauer muss weg! Für ein freies Schussfeld!“

„Suche Frieden und jage ihm nach!“? Nichts könnte realitätsferner sein als diese Jahreslosung für 2019! Es ist alles das wieder da, von dem wir glaubten, dass

es endgültig der Vergangenheit angehöre: das verbale Kräftemessen und die gegenseitigen Drohungen mit immer noch stärkeren Waffen, die eine Reichweite von mehreren tausend Kilometern haben; die gegenseitigen Anschuldigungen, man rüste längst heimlich auf und betrüge die Weltöffentlichkeit. Neu ist lediglich, dass längst auch China im Besitz von Mittelstreckenwaffen ist, und Experten vermuten, dass sich die Aufkündigung des INF-Vertrages durch Amerika nicht so sehr gegen Russland, sondern vor allem gegen China richtet.

Neu ist auch etwas anderes. In den achtziger Jahren haben wir leidenschaftlich und auch mit harten verbalen Bandagen um die Sache, um die Möglichkeiten des Friedens, gestritten, aber wir hatten eine StreitKULTUR. Heute gehören anonym im Netz losgelassene Hassbotschaften, Beschimpfungen der schlimmsten Sorte, Erniedrigungen anderer und zunehmend auch Gewalttaten zum Alltag. Diese Verrohung ist neu.

Was ist zu tun? Wir brauchen eine neue Friedensbewegung. Keine der lila Tücher. Das ist vorbei. Aber sich LAUT STARK machen für einen anderen Umgang miteinander, das können alle. Denn schweigende Mehrheit sein, das genügt nicht mehr. Und es tut sich was. Plötzlich stehen die „Omas gegen Rechts“ auf. Schülerinnen und Schüler gehen an Freitagen nicht in die Schule, sondern auf die Straße: für Klimaschutz und für eine Welt ohne militärische Bedrohungen, ohne endlose regionale Kriege, bei denen immer die Ärmsten mit Leib und Leben draufzahlen. Im Netz gibt es Initiativen gegen eine gewalttätige Sprache und für Fairness im Umgang mit anderen.

Die Menschen werden wacher, so ist meine Beobachtung. Viele haben begriffen, dass eine Gesellschaft der Egotrippisten und Ichlinge keine Zukunft hat. Sie engagieren sich auf vielerlei Weise für das Gemeinwohl und für unsere Zukunft auf diesem Planeten Erde.

„Suche Frieden und jage ihm nach!“ Niemand hat versprochen, dass dieses Suchen und Jagen zu schnellen Erfolgen führen wird. Aber jeder Schritt zählt und bewirkt etwas. In der Bergpredigt heißt es: „Selig sind die Friedensstifter, denn sie werden Kinder Gottes heißen.“ Friedensmacher steht da wörtlich. Frieden machen ist mühsam und langwierig. Wie sehr, dafür ein Beispiel aus Nigeria, dem Land, das nun am 17. März, dem Sonntag Reminisere, an dem der bedrängten und verfolgten ChristInnen gedacht wird, im Zentrum unserer Gottesdienste und unserer Fürbitten stand.

Pastor James Muye und Imam Muhammad Ashafa waren zwei gewalttätige Fundamentalisten und Anführer einer christlichen bzw. islamistischen Miliz. Ihr Hass gegeneinander hatte tiefe Wurzeln in der Kolonialgeschichte Nigerias. Persönlich begegnet waren sie sich nie – bis ein nigerianischer Journalist sie zusammenbrachte, weil er eine Kampagne für die Polio-Impfung werbend begleiten wollte. Die beiden ahnten nicht, dass sie eine Blut- und Gewaltgeschichte miteinander hatten. Sie

Suche Frieden und jage ihm nach. (Psalm 34,15b)

kamen ins Gespräch, lernten, einander zuzuhören und gründeten nach etlichen Jahren der Zusammenarbeit in der Millionenstadt Kaduna ein interreligiöses Zentrum für Mediation. Dieses Zentrum arbeitet zurzeit an einer Gesetzesinitiative gegen „Hate-Speech“ und gegen die Verbreitung von Verschwörungsmythos im nigerianischen Internet.

Der Pastor und der Imam sind viel im Land unterwegs. Heute lachen sie darüber, wie lange es dauerte, bis sie einander so vertraut haben, dass sie bei ihren Reisen in einem Raum übernachten konnten.

Die Zeit der lila Tücher ist vorbei. Wir werden neue Zeichen suchen müssen. Vielleicht lila Westen, auf denen steht: Frieden ist machbar, Herr Nachbar. ▀



Oda-Gebbine Holze-Stäblein engagiert sich ehrenamtlich im Kuratorium und Vorstand der Gossner Mission. Bis zum Eintritt in den Ruhestand 2007 war sie Landessuperintendentin des Sprengels Ostfriesland.



^
Freitags in Berlin: SchülerInnen streiken für den Klimaschutz.

Suche Frieden

und jage ihm nach.

Foto: Paul-Louis Wagner / Compact

Hier
haben
Sie
geholfen!

36 Rollstühle an Minen-Opfer übergeben

Spendenaktion. Zehntausende Menschen in Uganda leiden bis heute unter den Auswirkungen des verheerenden Bürgerkrieges, der bis 2006 andauerte. Viele sind traumatisiert – und viele leben mit Behinderungen, die eine Folge der kriegerischen Auseinandersetzungen waren. Staatliche Unterstützung gibt es zumeist nicht. Auch nicht für die Menschen, oft Frauen und Kinder, die auf eine der im Boden lauenden Minen treten.

Ein Rollstuhl kostet in Uganda etwa 130 Euro – und ist somit unerschwinglich für die meisten Betroffenen. Sie bewegen sich daher auf einem Rollbrett sitzend fort. Allein in der Diözese Kitgum sind mehr als 100 Gehbehinderte verzeichnet, die auf Hilfe hoffen. Beim Besuch einer deutschen Delegation mit Superintendent Dr. Helmut Kirschstein an der Spitze konnten im Dezember 36 Rollstühle überreicht werden. „Ein solcher einfacher Rollstuhl gibt den Menschen ihre Würde zurück“, freut sich Afrika-Koordinator Dr. Volker Waffenschmidt über die Unterstützung, die dank zahlreicher Spenden möglich wurde.

Viele weitere Minen-Opfer hoffen auf Hilfe. Hier erfahren Sie mehr:
www.gossner-mission.de/pages/geschenke/rollstuhl-fuer-uganda.php



Unser Spendenkonto:
Evangelische Bank
IBAN: DE35 5206 0410 0003 9014 91
BIC: GENODEF1EK1
Kennwort: Uganda - Rollstuhl

Jahresbericht: jetzt neu!



Rückblick. Zahlreiche Projekte konnte die Gossner Mission im Jahr 2018 erfolgreich umsetzen. Gleichzeitig jedoch verändern sich die Rahmenbedingungen in den einzelnen Projektländern. In Nepal etwa soll die politische Struktur nach föderalen Prinzipien geordnet werden. Dafür werden Gesetze und verwaltungstechnische Sachverhalte neu geregelt – und das trifft auch die Arbeit der Gossner-Partner im Land. In Indien propagiert Premierminister Narendra Modi offen die Hinduisierung des Landes. Die Christinnen und Christen sehen ihren Handlungsspielraum zunehmend eingeschränkt.

Politische Veränderungen, gesellschaftliche Situation, Partnerschaften und Projekte: All dies wird im Jahresbericht 2018 thematisiert, der erstmals in neuem, zeitgemäßem Design erscheint.

Jahresbericht kostenfrei bestellen: info@gossner-mission.de

Lutherische Kirchen in Indien besucht

Konferenz. Die heutigen Herausforderungen in Indien in religiöser, gesellschaftlicher und politischer Hinsicht waren Thema einer Konferenz des Indischen Lutherischen Kirchenbunds. Zu der Tagung in Andhra Pradesh im Februar war auch Gossner-Direktor Christian Reiser eingeladen. Zuvor besuchte er die Gossner Kirche im indischen Bundesstaat Jharkhand. Hier standen u.a. Gespräche in Chaibasa und Govindpur an, bei denen es um das Martha-Kindergartenprogramm ging (siehe Seite 30).

Ein weiterer Punkt waren die Festivitäten in Bilsering am Koel Karo Fluss. Dort gedenkt die Gossner Kirche alljährlich des Schicksals „der vergessenen Kinder“, die 1857 ihres Glaubens wegen vor einer wütenden Menschenmenge fliehen mussten und sich auf eine unbewohnte Insel retten konnten.

Jugend engagiert sich

Workshop. Sie wollen sich künftig noch intensiver bei der Gossner Mission einbringen: Rund 20 zurückgekehrte Freiwillige, die ein „weltwärts“-Jahr in Indien oder Sambia absolviert haben, trafen sich in Berlin zum „Rückkehrer-Wochenende“. Gegenseitiges Kennenlernen und Erfahrungsaustausch standen im Mittelpunkt des Treffens. Künftig wollen die Ex-Freiwilligen ökumenische Gäste begleiten, beim Kirchentag am Stand mithelfen und in die Gremienarbeit der Gossner Mission einsteigen. „Ich bin begeistert von der tollen Atmosphäre des Wochenendes und vom Engagement der jungen Leute“, so Dr. Thomas Fues, der sich seit Oktober 2018 der Freiwilligen-Koordination bei der Gossner Mission annimmt. Gemeinsam mit drei früheren Volontären hatte er das Seminar im Januar vorbereitet.

Seit 2011 reisen junge Freiwillige jeweils für ein Jahr zur indischen Gossner Kirche aus; die Gossner Mission kooperiert hier mit dem Verein Deutsch-Indische Zusammenarbeit (DIZ). Zudem werden im Rahmen des „weltwärts“-Programms Freiwillige nach Sambia entsendet. Hier arbeitet die Gossner Mission mit Brot für die Welt zusammen.



Fotos: Helmut Kirschstein (l.), Jutta Klimmt (r.), Grafik: DEKT

▲
Tobias Eggers, der 2015/16 Volontär bei der indischen Gossner Kirche war, gehörte zum Vorbereitungsteam des Workshops (hier mit der Süd-Nord-Freiwilligen Nishi Horo).

Vertrauen wagen

Kirchentag. Vom 19. bis 23. Juni findet in Dortmund der 37. Deutsche Evangelische Kirchentag (DEKT) statt. Er steht unter dem Motto: „Was für ein Vertrauen“ (2. Buch der Könige, Kapitel 18, Vers 19). Die Gossner Mission ist dabei: mit Gottesdienst und Podiumsdiskussion. Und gemeinsam mit anderen evangelischen Missionswerken an einem Aktionsstand auf dem Markt der Möglichkeiten sowie beim großen Abend-Konzert mit der bekannten A-Capella-Band Viva Voce!



Hier die Termine:

Do, 20. Juni, 14.30 – 16 Uhr:
The Long and Winding Road to Peace and Justice.

How to Overcome Conflict and Trauma.

- Building peace after civil war. Sagar Gaudel, peacebuilding project manager, Peacebuilding Team, United Mission to Nepal
- Overcoming trauma and the rising question of land. Gladys Oyat, Church of Uganda, Kitgum/Uganda
- How to overcome violence after years of civil war and terrorism. Dr. Jörn Gravingholt, German Development Institute, Bonn

Moderation: Christian Reiser, Gossner Mission

Music: Talitha Kumi, Beit Jala
Ort: International Peace Centre (Kongresszentrum, 1.OG, Silbersaal, Innenstadt-West, Nr. 364 im DEKT-Stadtplan). Die Veranstaltung ist englischsprachig.

+++

Do, 20. Juni – Sa, 22. Juni:
Info- und Aktionsstand auf dem „Markt der Möglichkeiten“. Stand der evangelischen Missionswerke, die unter dem Dach des EMW zusammenarbeiten.

Ort: Markt der Möglichkeiten, Messegelände

+++

Sa, 22. Juni, 19 Uhr:
1000 Stimmen und Eine Welt. Viva Voce & Gäste.

Neben Viva Voce, dem bekannten fünfköpfigen A-Cappella-Ensemble aus Bayern, werden drei weitere Gruppen – aus Nicaragua, Palästina und Surinam/Niederlande – sowie ein internationales Ensemble aus Hermannsburg auftreten. Veranstalter: mehrere evangelische Missionswerke unter dem Dachverband Evangelisches Missionswerk in Deutschland (EMW). Schirmherr ist der EKD-Ratsvorsitzende Heinrich Bedford-Strohm, der nach dem Konzert zum Abendsegen einlädt. (Mehr: Seite 35)

Ort: Friedensplatz, Dortmund.

+++

Sa, 22. Juni, 19.30 Uhr:
Auf dem Weg zu einer solidarischen Kirche Gottesdienst mit Abendmahl.
Team: Klara Butting, Gerard Minnaard, Hilke Osterwald, Christian Reiser.

Ort: Kirche am Markt, Dortmund-Hombruch.



Der lange
Weg
zum
FRIEDEN

Foto: Helmut Kirschstein



Vergeben, aber **VERSÖHNUNG** nicht vergessen

Fast 20 Jahre tobte im Norden Ugandas ein entsetzlicher Bürgerkrieg. Das Massaker von Barlonyo vom Februar 2004 gehörte zu den abscheulichsten Gräueltaten, die damals verübt wurden. Die Überlebenden wünschen sich ein normales Leben und einen dauerhaften Frieden. Vergessen aber können und wollen sie nicht.

Text: Constanze Bandowski

Zwei Ochsespanne durchpflügen die Erde über dem Massengrab. Mit dem Stock treiben die Männer stoisch ihre abgemagerten Tiere an, Schritt für Schritt, Reihe um Reihe, ein ganzes Fußballfeld voller Ackerfurchen. Das Mahnmahl aus hellem Marmor sparen sie dabei großzügig aus.

Fünzig Meter weiter sitzt Silberia Ayugi auf einer schabigen Plastikplane. Ihr Sonntagskleid leuchtet satt und gelb im Schatten eines mächtigen Sheabutter-Baumes. Frauen kauern in Nord-Uganda grundsätzlich auf dem Boden, zumindest, wenn ein Mann in der Nähe ist. Wegen der männlichen Besucher hat sich Silberia Ayugi also in ihrem besten Kleid auf die Erde gesetzt. Sie hat dabei ein wenig geächzt; ihre Knochen sind müde. Die sechsfache Großmutter musste schon viel ertragen in ihrem Leben.

Neben Hunger, Elend und dem Terror Idi Amins erlebte die Bauersfrau einen der schlimmsten Bürgerkriege des afrikanischen Kontinents. 20 Jahre lang – von 1986 bis 2006 – lebte sie in Angst. Vor den Soldaten des ugandischen Heeres und vor den Rebellen der „Widerstandsarmee des Herrn“, der von Joseph Kony gegründeten „Lord’s Resistance Army“. Und vor Plünderern, Mitläufern, Verrätern. Zu Beginn des neuen Millenniums konnte sie nicht einmal mehr ihren Nachbarn trauen.

Das Land, über das heute die Ochsen stampfen, gehörte einst Silberia Ayugi und ihrer Familie. Sie besaß ein paar Strohütten, baute Hirse, Mais und Cassava

an, kümmerte sich um die Hühner und lebte von ihrer kleinen Landwirtschaft. Dann erreichte der Bürgerkrieg Barlonyo.

Joseph Kony kämpfte mit seiner „Lord’s Resistance Army“ (LRA) gegen die Regierung von Präsident Yoweri Museveni. Es ging um Macht, um koloniale Hinterlassenschaften, um uralte ethnische Konflikte, Auseinandersetzungen zwischen Uganda und dem Sudan und um christlich-fundamentalistisch motivierte Herrschaftsabsichten. Zunächst beschränkten sich die Gefechte auf den Nordwesten des Landes, vor allem auf den Distrikt Gulu, aber zehn Jahre später marodierten Armee und Rebellen auch im weiter östlich gelegenen Distrikt Lira (s. Karte Seite 15).

Die Zivilbevölkerung stand zwischen den Fronten und wurde von beiden Kriegsparteien tyrannisiert. „Es war schwer, Rebellen und Soldaten auseinanderzuhalten“, sagt Silberia Ayugi. Bilder von Verstümmelungen, Brandschatzungen und enthemmten Kindersoldaten der LRA machten internationale Schlagzeilen.

Silberia Ayugi verließ ihren Hof 2002. Gemeinsam mit ihrer Familie suchte sie Zuflucht in einem der staatlichen Flüchtlingscamps. Sie aß die Lebensmittelrationen des Welternährungsprogramms und hoffte auf Frieden. Ein gutes Jahr später konnte sie nach Barlonyo zurückkehren, auch dort hatte die Regierung mittlerweile ein Lager für intern Vertriebene errichtet, genau auf dem Stückchen Land, das Silberia Ayugi und ihrem Mann gehörte.

Silberia Ayugi hat das Massaker überlebt. Aber sie wird die Nacht, in der sie ihren Mann, die Töchter, ihre Schwester und weitere Verwandte verlor, niemals vergessen. Eine Frauen-Friedensgruppe hilft ihr, über das Leid hinwegzukommen.



Foto: Constanze Bandowski

Moses Ogwang leitete damals das Flüchtlingscamp; die anderen Vertriebenen hatten ihn gewählt. Heute erzählt er jedem Interessierten die grausame Geschichte von Barlongo. Der Kleinbauer kommt näher und setzt sich unter dem Sheabutter-Baum auf einen Holzpflöck. Schweißperlen schimmern auf seiner kahlen Stirn. Er beginnt zu erzählen, stockend, leise, nur der Wind raschelt in den Blättern. 480 Haushalte waren damals auf engstem Raum im Lager zusammengepfercht, knapp 12.000 Menschen insgesamt. Moses Ogwang beharrt auf diese Zahlen. Manche Quellen schätzen die Anzahl der Bewohner auf 5000; nach offiziellen Angaben wurden hier 121 Menschen ermordet. „Wir haben 301 Leichen bestattet und 72 Verletzte ins Krankenhaus gebracht“, sagt jedoch Ogwang. „Mindestens 13 von ihnen starben dort.“ Er vermutet, dass noch mehr Menschen zu Tode kamen.



^ Ein langes Betonband, das die Vielzahl der Gräber symbolisiert, führt zum Mahnmal.

> Die Opfer nicht vergessen! Das haben sich die Überlebenden geschworen. Die heutigen Bewohner Barlongos stehen Rede und Antwort, wenn Besucher die Gedenkstätte besuchen. Im Hintergrund: Die Tafel erinnert an „121 unschuldige Opfer“.



Moses Ogwang prangert falsche Zahlen und Fakten an. Und gemeinsam mit anderen Überlebenden des Massakers kämpft er wider das Vergessen, um Anerkennung der Tatsachen, um weitere Aufklärung und Versöhnung. „Wir haben den Tätern vergeben“, sagt er, „aber wir wollen, dass noch mehr Menschen die Wahrheit erfahren, damit so etwas nie wieder geschieht.“ Nur dann sei Frieden möglich.

Die Täter kamen am Nachmittag – und töteten wahllos Kinder, Frauen und Männer

Es geschieht am 21. Februar 2004. In dem kleinen Dorf Barlongo im Kreis Ogur, nicht weit von der Distrikthauptstadt Lira entfernt. Dicht an dicht drängen sich die Lehmhütten mit ihren Strohdächern im Vertriebenenlager. Nur wenige Gebäude sind aus Stein gemauert. An einer Seite ziehen sich die Baracken der Armee entlang; nach hinten hin bleibt das Lager offen, verläuft sich in Büschen und hohen Gräsern. Die Soldaten sollen die Bevölkerung schützen, so der offizielle Auftrag. Andere Stimmen behaupten, die Camps seien nur entstanden, um der LRA die Basis zu entziehen: Je weniger Menschen verstreut in der Landschaft leben und ihre Äcker bestellen, desto weniger Nachschub an Lebensmitteln und Rekruten haben die Rebellen, so die eingängige Logik.

Fakt ist, dass die Beschützer Barlongos schlecht ausgebildet und ausgerüstet sind, als die Rebellen um Kommandeur Okot Odhiambo das Lager am frühen Abend des 21. Februar 2004 umzingeln. Sie suchen Vergeltung für den Überfall einer staatlichen Einheit auf ein Rebellenlager. Ort und Zeitpunkt sind gut gewählt, denn im unterbesetzten Stützpunkt Barlongo ist gerade Zahltag gewesen und die meisten der 47 Soldaten haben sich mit ihrem Lohn davongemacht, nach Hause, auf den Markt, in die nächste Kneipe.

Silberia Ayugi ist gerade am Kochen, als die ersten Schüsse fallen.

„Sie kamen gegen fünf Uhr dreißig“, murmelt sie, kneift die Augen zusammen und knibbelt an ihren Fingern. Drei Gruppen umstellen das Lager. Als erstes attackieren die Rebellen die völlig überraschten übriggebliebenen Soldaten und ermorden die meisten. Einige können jedoch fliehen. Sie werden im Morgengrauen mit Verstärkung zurückkommen und die Angreifer besiegen. „Die Rebellen

trugen Armeeuniformen“, erinnert sich Silberia Ayugi. „Die Leute wollten wegrennen, aber die Rebellen sagten, sie sollten wieder in die Hütten zurückkehren.“ Dann legen sie Feuer.

Die Strohdächer brennen lichterloh. Die LRA-Rebellen schlachten die Flüchtenden mit Äxten, Macheten und Buschmessern ab. Schwangeren schlitzen sie die Bäuche auf, die Föten schmeißen sie in die Flammen. Handgranaten explodieren, Maschinengewehrsalven zerfetzen die Luft. Silberia Ayugi ist mit Moses Ogwang und anderen in einem der Steinhäuser; sie verschanzen sich im hinteren Zimmer. Später können sie sich im Schutz der Dunkelheit und des Rauches in den Busch retten.

„Überall lagen Tote herum.“ Moses Ogwang verliert die Contenance, als er davon erzählt. Tränen, Schluchzer, Stille. Nur mühsam gewinnt er seine Beherrschung zurück. Silberia Ayugi hingegen schweigt. Reglos lässt sie die Horrornacht Revue passieren. Die Nacht, in der sie den Mann, die drei Töchter, die Schwiegertochter, die Schwester, Verwandte, Bekannte und Nachbarn verlor.

Präsident Yoweri Museveni besuchte den Ort des Terrors später bei einer offiziellen Trauerfeier. Bis eine Gedenkstätte errichtet wurde, gingen Jahre ins Land. Die Tafel am Mahnmal gedenkt bis heute 121 unschuldiger Zivilisten, die bei dem Massaker ums Leben kamen. Diese Zahl wurde trotz der Proteste der Menschen in Barlongo nie aktualisiert.

Silberia Ayugi hat von der Regierung neun Millionen Ugandische Schilling als Entschädigung für ihr Land erhalten, rund 2200 Euro. Davon hat sie sich zwei Jahre nach dem Massaker das schräg gegenüberliegende Grundstück gekauft. Zusammen mit ihrem Sohn hat sie den Busch bereinigt, zwei Hütten gebaut, ein Küchenhaus, einen Vorratsspeicher. Während ihr Sohn die Felder bestellt, passt sie auf die sechs Enkelkinder auf. Acht Personen aus drei Generationen – mehr ist von ihrer engeren, einst großen Familie nicht übriggeblieben.

Seit rund 15 Jahren ist es ruhig geworden im Norden Ugandas. Die Waffen ruhen. Joseph Kony ist außer Landes geflohen, er treibt sein Unwesen nun in der Demokratischen Republik Kongo und dem Südsudan. Der Internationale Strafgerichtshof in Den Haag sucht ihn per Haftbefehl. Die Anklagepunkte lauten unter anderem Verbrechen gegen die Menschlichkeit wie Folter, Verstümmelung, tausendfache Zwangsrekrutierung von Kindersoldaten sowie Versklavung von Kindern und Frauen als Sexobjekte. Immerhin: Einige

Fotos: Dr. Helmut Kirschstein (3)



^ Das ist die Zukunft: Die Kinder kennen den Krieg nur noch aus Erzählungen. Für sie ist das ganze Dorf ein großes Spielterrain – inklusive der Gedenkstätte.

seiner Anführer konnten gefasst und in Den Haag vor Gericht gestellt werden.

Silberia Ayugi hat ein neues Leben begonnen. Sie hat sich mit anderen Bäuerinnen zur „Frauen-Friedensgruppe von Barlongo“ zusammengeschlossen. „Von der Regierung bekommen wir nichts“, sagt Moses Ogwang, dessen Frau und Kinder während des Massakers glücklicherweise in der Stadt waren. Immerhin zahlt der Staat die zwei Ochsespanne am Mahnmal: Das Massengrab bekommt einen Rasen und später ein Betonband, das die Vielzahl der Gräber symbolisieren soll.

Über die Erinnerungen von Silberia Ayugi und Moses Ogwang wird niemals Gras wachsen. ▀



.....
Constanze Bandowski ist freie Journalistin und lebt in Hamburg. Für unser Schwerpunktthema hat sie sich einer früheren Recherche-Reise nach Uganda erinnert.

Von Opfern und Tätern

GEDENKEN

Sachsenhausen, das ehemalige Konzentrationslager. Eine Delegation aus Uganda ist zu Besuch. Die weitläufige Anlage im Norden Berlins ist Teil der deutschen Gedenkkultur, die an die Schrecken des nationalsozialistischen Terrors erinnert. Sie bietet – an authentischem Ort, durch kundige Führer – Einblicke in das Geschehene, Einordnung in die Epoche. Damit die Erinnerung nicht verlorengeht geht und kommende Generationen die Fehler ihrer Vorfahren nicht wiederholen.

Text: Gerd Herzog

Es gibt in Sachsenhausen Angebote für alle Besuchergruppen, Jugendliche und Erwachsene, Lehrer und Schüler, Gäste aus Deutschland und aus dem Ausland. Jeder heranwachsenden Generation muss dieses Gedenken aufs Neue vermittelt werden, das ist eine große Aufgabe. Eine der ehemaligen Häftlingsbaracken wurde 1992 von Neonazis angezündet. Nun zeugt sie rußgeschwärzt davon, dass manche nicht erinnert werden wollen.

Im Norden Ugandas ist die Erinnerung an den Bürgerkrieg noch frisch. An manchen Orten sind nicht einmal die größten materiellen Schäden behoben, umso schwerer wiegen die Schäden an Leben, Leib und Seele der Menschen. Neun von zehn EinwohnerInnen Nord-Ugandas

mussten während des Bürgerkrieges ihre Dörfer verlassen. Sie flohen in Lager für „Internally Displaced People“, Binnenvertriebene. Notdürftig gesicherte Plätze, die den Flüchtenden Schutz versprochen, vor allem abends und nachts. In Barlonyo, einem dieser Lager, ermordeten die Rebellen von Joseph Kony's „Lord's Resistance Army“ in kaum drei Stunden an einem Nachmittag im Februar 2004 mehr als 300 Menschen. Die Lagerbewohner wurden geschlagen und mit Macheten zu Tode gehackt oder lebendig in ihren Hütten verbrannt. Andere wurden entführt und starben in Gefangenschaft an Folter, Krankheit oder Hunger. In Barlonyo wurde vor einigen Jahren eine Gedenkstätte errichtet, über den Gräbern der Opfer (siehe auch Seite 10).

Aber wer waren die Täter? Wer gehörte zu ihnen, stand hinter ihnen? Barlonyo, wo das Massaker geschah, liegt im Distrikt Lira. Dessen Einwohner gehören größtenteils zum Volk der Lango. Joseph Kony rekrutierte seine Kämpfer unter den Acholi, deren Siedlungsgebiet an das der Lango angrenzt. Für die Lango gehören deshalb alle Acholi zu den Tätern, nicht zu den Opfern des Bürgerkrieges.

Für die Menschen im Süden Ugandas war der Bürgerkrieg hingegen eine Sache aller Einwohner Nord-Ugandas, egal ob Acholi oder Lango, ohne Unterschied. Der ugandische Präsident Yoweri Museveni – er stammt aus dem Süden – hat das Denkmal eingeweiht, das ganze Land schaute auf Barlonyo. In seiner Rede sprach er auch über einen früheren Bürgerkrieg in Uganda, den Luwero-Krieg in den 1980er Jahren. Damals stritten Anführer aus dem Süden und aus dem Norden um das Erbe des Diktators Idi Amin, einem Mann des Nordens. Museveni sagte, so verstanden



Uganda

Die Menschen in Uganda leiden seit Jahrzehnten unter Gewalt und Unterdrückung. Von 1971 bis 1979 herrschte Diktator Idi Amin auf grausame Weise. Ab 1986 zog die Rebellengruppe „Lord's Resistance Army“ (LRA) den Norden des Landes bis 2006 in einen blutigen Bürgerkrieg. Die ugandische Regierung brachte damals große Teile der Bevölkerung in Flüchtlingslagern unter, die aber oftmals keinen wirklichen Schutz boten. Schätzungen zufolge kamen 500.000 Menschen in Nord-Uganda während des Konfliktes ums Leben; 60.000 Kinder wurden verschleppt: Das sind zwei Zahlen aus diesen Schreckensjahren, die das Ausmaß der Gewalt nur erahnen lassen. Mehr als 90 Prozent der Bevölkerung im Norden Ugandas gelten heute als traumatisiert.

Einwohner: ca. 37 Millionen

Fläche: 241.550 km (etwa so groß wie die Bundesrepublik Deutschland vor der Wiedervereinigung)

Sprachen: Amtssprachen Englisch und Suaheli. Wichtigste lokale Sprachen: Luganda, Luo, Iteso, Lusuga und Rwanyankole.

Religionen: 39,3 % katholisch, 32 % anglikanisch (Church of Uganda); 11,1 % pfingstkirchlich-fundamentalistische Freikirchen, 13,7 % Muslime

Quelle: Auswärtiges Amt; Oktober 2017

Fotos: Gerd Herzog (2)



„Wir brauchen Orte der Erinnerung“, sind sich die Gäste aus Uganda nach dem Besuch in Sachsenhausen einig.

ihn seine Gäste, das Massaker sei eine gerechte Strafe für die Verbrechen der Nord-Ugander an den Süd-Ugandern im Luwero-Krieg.

Es ist mittlerweile unstrittig, dass Gruppen, Gemeinschaften, ganze Gesellschaften ähnlich von Traumata betroffen sein können wie Einzelne. Und ähnlich wie diese ihre Traumata an ihre Kinder weitergeben, vererben Gemeinschaften ihre kollektiven Traumata an kommende Generationen. Werden sie nicht behandelt, werden sie gar tabuisiert, bilden sie den Nährboden kommender Konflikte.

Wenn eine Gedenkkultur ihren Beitrag zur Aussöhnung leisten soll – das gilt besonders nach einem Bürgerkrieg – stellt sich die Frage: Wer ist Opfer, wer ist Täter? Die Menschen Ugandas stehen am Beginn der Aufarbeitung. Wie schwierig sie ist, zeigt das Gedenken in Barlonyo. Statt frische seelische Wunden zu heilen, werden alte wieder aufgebrochen. Hinzu kommt, dass Versöhnung auch mit Entschädigung einhergehen muss. Daran fehlt es noch weitgehend. So entstehen neue Gräben und neuer Streit unter den Opfern. Als die Frauen und Männer aus Uganda das Gelände der KZ-Gedenkstätte Sachsenhausen verlassen, sind sie bedrückt und still. Und sie sind sich in einem einig: „Auch wir in Uganda brauchen Orte der Erinnerung.“



Teil der deutschen Gedenkkultur: die Gedenkstätte Sachsenhausen, ein ehemaliges Konzentrationslager bei Berlin.



Gerd Herzog ist Mitarbeiter im Öffentlichkeitsreferat und hat die Delegation aus Uganda bei ihrem Besuch in der Gedenkstätte Sachsenhausen begleitet.

Ein Steiniger WEG

PERSPEKTIVEN



Die Menschen in Uganda sehnen sich nach Frieden. Nach einem gerechten Frieden. 2006 endete der Bürgerkrieg im Norden des Landes. Doch er hinterließ Hunderttausende, die traumatisiert sind; die von ihrem Land vertrieben wurden; die nicht wissen, wie es weitergehen soll. Nun werden Strukturen geschaffen und Kommissionen ins Leben gerufen, die den Menschen eine Perspektive aufzeigen sollen.

Text: Gladys Oyat

Der Bürgerkrieg brachte viel Leid über die Menschen in Nord-Uganda. Frauen und Männer wurden grausam ermordet, Kinder zu Kämpfern ausgebildet und Familien gezwungen, ihr Land zu verlassen. Etwa zwei Millionen Menschen wurden durch den Konflikt verschleppt oder suchten freiwillig Zuflucht in einem der zahlreichen Lager für Binnenvertriebene, die unter militärischem Schutz standen. Auf dem Höhepunkt des Konflikts lebten bis zu 1,7 Millionen Menschen in solchen Lagern, den „Internally Displaced People Camps (IDP)“, wo sie von humanitärer Hilfe abhängig waren.

Die Kämpfe der Rebellengruppen der sogenannten Lord's Resistance Army (LRA) gegen das ugandische Militär, aber auch gegen die Zivilbevölkerung, zeichneten sich durch unvorstellbare Grausamkeiten aus. Auch dem Militär wurden zahlreiche Vergehen vorgeworfen. Besonders die Acholi – eine Ethnie im Norden Ugandas, die vor allem in den Distrikten Gulu, Kitgum und Pader sowie im südlichen Südsudan lebt – waren betroffen.



2006 kam es endlich zu Friedensgesprächen, und die Waffen schwiegen. Eine Zeit relativen Friedens begann. Doch der Bürgerkrieg mit all seinen Entgleisungen, seinen Brutalitäten und seinen Vertreibungen hat schwerwiegende Folgen. Bis heute.

Die rund zwei Millionen Einwohner in Nord-Uganda, die gezwungen waren, ihr Land zu verlassen, kehrten nach und nach aus den Lagern in ihre ursprüngliche Heimat zurück. Doch damit begannen Landstreitigkeiten, die es auf Einzel-, Familien- und Clanebene gibt; andere haben

ethnische Dimensionen angenommen. Und das Schlimmste: Sie bringen den Frieden und die Entwicklung der Region in Gefahr.

Vor der Kolonialzeit besaß kaum jemand in der Acholi-Region eigenes Land. Das Eigentum war kommunal, die Gemeinde entschied jeweils über die Nutzung. Das traf auf rund 90 Prozent des Bodens in der Region zu. Traditionell wurde das Land für Jagd und Beweidung genutzt, aber auch für Besiedlung und Feldbau.

In der Acholi-Kultur wird Land als heilig angesehen. Es beherbergt die Götter, die in großen Bäumen, Bergen und Flüssen wohnen. Es ist der Ort, an dem die Vorfahren begraben sind und die Lebenden die Pflicht haben, dafür zu sorgen, dass sie in Frieden ruhen. Heutige und künftige Generationen sollen das Land so nutzen, wie die Ahnen –

und die Nachkommen – es erwarten und sich erhoffen. All dies erklärt, warum die Acholi in der Vergangenheit immer wieder bereit waren, zur Verteidigung des Landes – und somit zur Verteidigung ihrer eigenen Identität – zu den Waffen zu greifen.

Heute ist der einzige greifbare Reichtum, der nach dem Bürgerkrieg noch blieb, dieses Land. Aber während zwei Millionen Menschen in Lagern ausharren mussten, besetzten oftmals Investoren und einige reiche Einzelpersonen das verlassene Gebiet. Andere schnappten sich Gemein-

deland, das zuvor gemeinschaftlich zum Weiden und Jagen genutzt wurde, und erhoben Besitzansprüche. Als dann die ursprünglichen Besitzer und Pächter zurückkehrten, fanden sie den Grund und Boden besetzt. Das traf vor allem die Witwen hart. Sie hatten nun nicht einmal mehr die Möglichkeit, auf Gemeindeland Mais oder Kartoffeln anzubauen.

Die Kommunen waren nicht gut gerüstet, um die Landstreitigkeiten zu bearbeiten. Ihnen fehlen das Wissen und die Ressourcen, um all die Konflikte zu lösen. Zudem ist in manchen Fällen auch Korruption zu beobachten. Vor Gericht, in den Verhandlungen gegen arme, unschuldige und rechtmäßige Landbesitzer, gewinnt oftmals die wohlhabende Gegenseite.

Zudem hat sich das Wertesystem in Nord-Uganda verändert. Während des Krieges verloren die Menschen fast alles: ihre Familienangehörigen, ihre Freunde und ihre Nachbarn; ihre Häuser, ihre Tiere, die Ernten und die Wertsachen. Sie sind traumatisiert; und sie wissen nicht, wie sie mit den neuen Konflikten umgehen sollen.

Besonders betroffen ist die Jugend. Viele der Mädchen und Jungen wurden in einem Lager geboren; andere wurden von den Rebellen der LRA entführt und dazu gezwungen, an ihrer Seite zu kämpfen. Diese jungen Menschen wissen nicht, wie stark früher die Dorfgemeinschaften waren und wie das Leben auf dem Land funktionierte. Die traditionelle informelle Bildung, die in früherer Zeit von Generation zu Generation weitergegeben wurde, ging im Lager verloren. Die Jugendlichen heute kennen und verstehen viele Traditionen einfach nicht. Den Dorf-Ältesten, die früher Ratschläge gaben, die beachtet und geschätzt wurden, bringen sie keinen Respekt mehr entgegen. Sie legen stattdessen Wert auf Individualität. Das birgt weiteres Konfliktpotenzial.

< In den Städten Nord-Ugandas ist wieder Alltag eingelebt. Doch unter der Oberfläche lauern weiterhin Konflikte.

Was aber tun, um die entstandenen Probleme einzudämmen? Legitime informelle Institutionen – wie Clan-Chefs – werden heute unterstützt, damit sie dabei helfen, die Landstreitigkeiten beizulegen. Es gibt

Mediation und Schiedsgerichte und natürlich wird auch an formelle Gerichte verwiesen. Dreizehn Jahre nach Ende des Bürgerkriegs ist vieles auf den Weg gebracht. Und doch: Es wird noch lange dauern, bis ein gerechter Frieden in Uganda möglich ist. ▶



Gladys Oyat wurde 2018 in eine Kommission berufen, die sich mit Landkonflikten beschäftigt. Beim Kirchentag in Dortmund wird die Uganderin u.a. im „International Peace Centre“ darüber berichten.



Erschöpft

FRIEDENSARBEIT

von langen

KÄMPFEN

2006 endete in Nepal der Bürgerkrieg, der zehn Jahre dauerte und mehr als 13.000 Menschen das Leben kostete. Trotzdem kommt es bis heute immer wieder zu Unruhen, Streiks und Demonstrationen, auch zu gewalttätigen. Die kommunistische Regierung tut sich schwer damit, die Vergangenheit aufzuarbeiten, die Korruption einzudämmen und soziale Reformen umzusetzen – auch wenn schon einiges erreicht wurde. Wir sprachen mit Bal Kumari Gurung, die bei unserer Partnerin United Mission to Nepal (UMN) für das „Peace Team“ verantwortlich ist.

Interview: Karin Döhne

Der Friedensprozess in Nepal ist noch lange nicht abgeschlossen. Kann man sagen – im Vergleich zu anderen Ländern –, dass er dennoch weithin erfolgreich verläuft?

Bal Kumari Gurung: Ja, ein wesentlicher Faktor dafür war, dass der Prozess von den Menschen selbst vorangebracht wurde. Natürlich gab es viele Experten, die die Entwicklung begleitet haben. Finanzielle Mittel und Beratung von außen standen zur Verfügung, aber der eigene politische Wille des Volkes war am Ende entscheidend. So wurde ein eigenes Ministerium für Frieden und Versöhnung eingerichtet – und das hat mit dafür gesorgt, dass auf lokaler Ebene ein System von Friedensausschüssen entstehen konnte.

Zehn Jahre lang kämpften maoistische Rebellen gegen die Monarchie und das hinduistische Kastensystem. 2006 kam es zum Waffenstillstand. Und dann?

Bal Kumari Gurung: Wichtig war, dass sich 2006 sieben politische Parteien zusammenschlossen, um mit den Maoisten den Waffenstillstand auszuhandeln. Zuvor hatte es schon einmal Gespräche gegeben. Aber 2005, als König Gyanendra den Notstand verkündet und die gesamte Regierung entlassen hatte, fürchteten die Menschen in Nepal eine Wiederkehr der autokratischen Monarchie. Doch gelang es nach wochenlangen Protesten, die Monarchie endgültig abzuschaffen. Die damals gebildete Regierung beschloss, das Parlament aufzulösen und eine Interimsverwaltung einzurichten, um die Maoisten in das politische und administrative Geschehen einzubinden. Durch den jahrelangen Konflikt war die Entwicklung des Landes sehr zurückgeworfen und die Menschen waren erschöpft. Die Eingliederung der ehemaligen Kämpfer und Kämpferinnen der „People's Liberation Army“ in die reguläre Armee war ein wichtiger Punkt. Damit wurden diese Menschen rehabilitiert. Diejenigen, die nicht aufgenommen werden konnten, bekamen sozial-ökonomische Unterstützung. Dadurch haben sich die mit Waffengewalt kämpfenden Rebellengruppen rasch aufgelöst. Und in den Gemeinden haben sich die Menschen zusammengetan, um dafür zu sorgen, dass die Konflikte nicht wieder aufbrechen.

Viele der Konfliktursachen bestehen noch heute – vor allem Armut und Ungerechtigkeit. Hat man diese Ursachen nach Beendigung des Bürgerkriegs angepackt?

Bal Kumari Gurung: Die Armutsbekämpfung war und ist ein wesentlicher Punkt. Daran beteiigen sich auf der lokalen Ebene viele Nichtregierungsorganisationen (NGO). Dabei werden Themen aufgenommen, die den Maoisten

damals wichtig waren, wie etwa die Einbeziehung benachteiligter Gruppen und eine verbesserte Stellung der Frauen. Auch die lokale Gerichtsbarkeit wurde gestärkt. Aber es liegt noch ein weiter Weg vor uns.

Auch die UMN, die United Mission to Nepal, hat sich während des Bürgerkriegs engagiert.

Bal Kumari Gurung: In dieser Zeit war die UMN noch sehr mit ihren eigenen Projekten befasst, vor allem auf dem Land wollten wir ja Bildung, Gesundheit und ländliche Entwicklung fördern. Wir hatten gute Beziehungen zu den Gemeinden, davon hing unsere Sicherheit ab. Die internationalen Organisationen formulierten damals Grundsätze für die Arbeit. Dazu gehörte auch der „Do No Harm“-Ansatz: keinen zusätzlichen Schaden anrichten und konfliktsensibel arbeiten. Wir setzten uns ja im Prinzip für das ein, was den Vorstellungen der Maoisten entgegenkam, was ihrer Vision einer gerechteren Gesellschaft entsprach. So blieben unsere Leute in den Dörfern unbehelligt. Ich kann mich nur an einen Fall erinnern, wo eines unserer Projektbüros überfallen und niedergebrannt wurde, das war im Mugu-Distrikt. Dafür haben sich die Maoisten später entschuldigt. Wir hatten ein gutes System, um die Krisen und Konfliktsituationen zu erfassen und im Notfall die Mitarbeitenden zu evakuieren.

Konnte die UMN mit ihrer Arbeit zu Frieden und Versöhnung im Land beitragen?

Bal Kumari Gurung: Anfang der 2000er Jahre begann die UMN, sich intensiv mit diesen politischen Fragen zu befassen. 2005 dann wurde ein eigenes Team für Konflikttransformation gebildet, um die Arbeit zu professionalisieren. Seitdem werden Mitarbeitende der UMN und ihrer lokalen Partner mit Theorie und Praxis der Friedensarbeit vertraut gemacht. Gemeinsam erarbeiten wir Strategien, wie mit spezifischen Konfliktsituationen umgegangen werden kann. Projekte, die aus dieser Arbeit entstanden sind, beschäftigten sich mit der Stärkung der lokalen Friedenskapazitäten („Local Capacities for Peace“), mit der Einbindung von Verantwortlichen verschiedener Religionen, mit Mediation, Trauma-Arbeit mit Bürgerkriegswitwen sowie grenzüberschreitender Friedensarbeit in Ostnepal.

Können Sie einige konkrete Beispiele nennen? Zur Trauma-Arbeit oder dem „cross-border-Friedensprojekt“?

Bal Kumari Gurung: Trauma-Arbeit ist ungemein wichtig nach solchen Konflikten. Zunächst diskutierten wir in einigen Dörfern mit traumatisierten Frauen, um heraus-



▲
Bal Kumari Gurung.

zufinden, was sie am meisten belastete. Dann bildeten wir GruppenleiterInnen aus und entwickelten mit ihnen ein Handbuch. Die Gruppen der Frauen – viele hatten im Bürgerkrieg ihre Männer verloren – trafen sich dann vierzehntägig. Das ging meist über drei, manchmal vier Jahre. Es wurde aber nicht nur geredet, wir boten auch Hilfe für den Lebensunterhalt und die Schulbildung der Kinder an. Die Gruppen selbst entschieden, wer was am dringendsten brauchte. Dass sie eigene Entscheidungen treffen konnten, hat ihr Selbstwertgefühl sehr gestärkt und ihnen geholfen, mit ihren Schwierigkeiten besser zurecht zu kommen. Die Frauen haben festgestellt, dass sie alle vor ähnlichen Problemen stehen und unter ähnlichen Gefühlen leiden – egal auf welcher Seite früher ihr Mann stand und ob er von den Maoisten oder aber von der Armee getötet worden war.



Zwei Frauen dreschen Getreide: Vor allem auf dem Land ist die Armut groß.

konfliktsensibel

Auch nach der Beilegung des Bürgerkriegs in Nepal gibt es Konflikte auf allen Ebenen der Gesellschaft: zwischen den BewohnerInnen des Flachlands Terai und der Berge, zwischen Stadt und Land, arm und reich; zwischen ethnischen Gruppen, Religionsgemeinschaften, politischen Parteien und Kasten. Konflikte verstärken die Armut und umgekehrt.

Entwicklungszusammenarbeit und Katastrophenhilfe können Konflikte eskalieren lassen – oder beilegen. Daher hat die Vereinte Nepalmission (UMN) zu Beginn der 2000er Jahre begonnen, sich mit diesen Fragen systematisch auseinanderzusetzen. Wohlge-meinte Projekte können unbeabsichtigt Konflikte schüren, etwa wenn eine Bevölkerungsgruppe besonders bevorteilt wird. Daher beachtet die UMN „Konfliktsensibilität“ in jedem ihrer Projekte.

Eine wichtige Rolle spielt dabei das Konzept „Do No Harm“, also keinen Schaden anzurichten – sondern im Gegenteil die lokal vorhandenen Kapazitäten für Frieden zu stärken. Ziel ist, nach Mitteln und Wegen zu suchen, um Konflikte – wie sie in allen Gesellschaften, Gemeinden und Familien vorkommen – ohne Gewalt und unter Berücksichtigung der Interessen der Beteiligten zu lösen. Das geschieht nach den Erfahrungen der UMN dann am besten, wenn die unterschiedlichen Gruppierungen in der Gesellschaft respektiert werden, wenn nach transparenten und fairen Lösungen gesucht wird und die Betroffenen selbst aktiv werden können.

In den Projekten bedeutet das zunächst, das Umfeld in all seinen Facetten so gut wie möglich zu verstehen. Gleichzeitig muss aufmerksam beobachtet werden, welche Wechselwirkungen zwischen der Arbeit des Projektes mit seinen Zielgruppen und der übrigen Bevölkerung auftreten können, um einen Interessenausgleich zu ermöglichen. Häufig muss intensiv um Verständnis dafür geworben werden, warum man mit besonders Benachteiligten arbeitet und wie denn Benachteiligung definiert wird.

Um konfliktsensibel zu arbeiten, muss man das Mandat nicht verändern, aber Organisationen müssen ihre Arbeitsweise überdenken und sich selbst hinterfragen lernen. Ein klares Bekenntnis und die Verpflichtung, zum Frieden beizutragen, sind jedoch immer erforderlich.



<

Zu den Zielen der Maoisten gehörte, den Frauen mehr Selbstbestimmung und Partizipation zu geben.

Kinder in der Schule. Die Zahl der AnalphabetInnen im Land ist weiterhin groß.

>



Ein anderes Beispiel ist die Arbeit in Gemeinden an der östlichen Grenze zu Indien. Die grüne Grenze ermöglichte besonders in den turbulenten Jahren vor und nach dem Friedensschluss politisch motivierten, aber auch kriminellen Banden, sich in der Region breit zu machen. Die Folge waren Überfälle in den Dörfern, Plünderungen, Vergewaltigungen. Die Gemeinden waren hilflos. In Kooperation mit dem Chandra Mukhti Club, einer lokalen NGO, regte die UMN kleine Projekte zur Erwirtschaftung von Einkommen und zur Selbstorganisation an. Die DorfbewohnerInnen und ihre Vertretungen fühlten sich dadurch ermutigt, mit der Polizei und den Grenzposten auf beiden Seiten Kontakt aufzunehmen und von den staatlichen Stellen Schutz einzufordern. Ein Friedensnetzwerk wurde eingerichtet, das Vorfälle nachverfolgte. In der Folge konnten nicht nur Plünderungen und Raubüberfälle gestoppt werden, sondern auch andere Dinge entwickelten sich zum Besseren: Die Kinder gehen wieder zur Schule, häusliche Gewalt ist zurückgegangen und selbst die Sanitärsituation hat sich verbessert.

Warum ist es der UMN bis heute wichtig, alle Projekte konfliktsensibel zu planen?

Bal Kumari Gurung: Wir wollen vermeiden, dass wir durch unsere Projekte und Programme unwillentlich neue Konflikte in die Gemeinschaften tragen, oder bereits bestehende verschärfen. Die systematischen „Do No Harm“-Analysen helfen uns, zu sehen, welche Normen, Strukturen und Praktiken in der Gemeinschaft und Gesellschaft bestehen, die helfen, Konflikte zu bewältigen und Entscheidungen zu treffen.

Wie stehen die Kirchen in Nepal zur Friedens- und Versöhnungsarbeit?

Bal Kumari Gurung: Die UMN hatte ein eigenes Programm aufgelegt, um mit den christlichen Kirchen darüber in den Dialog zu treten. Wir konnten dafür Erfahrungen aus Tansania nutzen, die wir kontextualisiert haben. Etliche Kirchenleitende und Pastoren wurden in Friedensarbeit (peace building) ausgebildet, einige praktizieren das heute noch und betätigen sich in der Mediation. Diese Arbeit hat geholfen, Gräben zwischen den Gemeinden zu überwinden und Christen in einer Plattform zusammen zu bringen. ▀



Karin Döhne ist Nepal-Koordinatorin der Gossner Mission. Von 1986 bis 1995 war sie in Nepal tätig: zunächst in einem Gesundheitsprojekt; später koordinierte sie das ländliche Entwicklungsprogramm der UMN.

Die
gute
Tat

Für Chaurjahari gesungen

Scheckübergabe. Eine tolle ökumenische Aktion der beiden Bonlandener Kirchenchöre: Gemeinsam luden sie zum Benefizkonzert ein, gemeinsam sangen sie für die Arbeit des Missionshospitals Chaurjahari in Nepal. Und konnten sich dann auch gemeinsam über die tolle Spendensumme von 2900 Euro freuen! Ärztin Dr. Elke Mascher, die seit 2008 im Auftrag der Gossner Mission Einsätze an dem Krankenhaus leistet, nahm den symbolischen Scheck entgegen.

„Wir sind sehr beeindruckt von der Leistung Dr. Maschers und vom Wirken des kleinen Hospitals in den Bergen“, betont Jochen Reiser, Chorvorstand des Evangelischen Kirchenchors Bonlanden. „Und wir wünschen Dr. Mascher weiterhin alles Gute für ihre Arbeit!“



^
Dr. Elke Mascher dankt den Vorständen der beiden Kirchenchöre, Jochen Reiser (Mitte) und Josef Dörrer.



Dr. Elke Mascher erhält Ehrenherz 2018

Spendengala. Bis zum Schluss ahnte sie nichts von dieser Überraschung: Ärztin Dr. Elke Mascher wurde in einer ZDF-Spendengala mit einem Ehrenpreis ausgezeichnet. „Sie leisten Großartiges für die Menschen in Nepal, vor allem für die Kinder dort“, betonte Moderator Johannes B. Kerner, der unter den Standing Ovationen der Zuschauerinnen und Zuschauer das „Ehrenherz 2018“ an die 78-jährige überreichte. „So lange ich kann, werde ich nach Nepal reisen und helfen. Diese Arbeit macht mich glücklich“, sagte die Ärztin, die seit 2008 im Auftrag der Gossner Mission dreizehn mehrmonatige Einsätze am Krankenhaus Chaurjahari absolvierte und auch 2019 nach Nepal reisen wird.

Es war ein Fernsehabend großer Emotionen. In einem TV-Studio in Berlin begrüßte der ZDF-Moderator zahlreiche Stars und Sternchen – und mehrere Gäste, die sich mit all ihrer Kraft für das Wohlergehen benachteiligter Menschen einsetzen. Zu diesen gehörte Dr. Elke Mascher.

„Sie hätte nach ihrem anstrengenden Leben als Landärztin den Ruhestand genießen können“, so Kerner. „Aber an dem Tag, als sie ihre Praxis übergab, da hatte sie schon andere Pläne – und die führten sie nach Nepal.“

Davon hatte Dr. Elke Mascher schon als Kind geträumt: Mit zwölf Jahren las sie ein Buch über Albert Schweitzer und seine Arbeit in Lambarene – und von da an stand ihr Entschluss fest, Ärztin zu werden und in die Entwicklungshilfe zu gehen. Doch diesen Traum verwirklichte sie erst 2008 – mit Hilfe der Gossner Mission. Dr. Mascher: „Das kleine Krankenhaus in Chaurjahari leistet segensreiche Arbeit und hilft den Ärmsten der Armen unentgeltlich. Das ist nur möglich, weil die Gossner Mission den Wohltätigkeitsfonds finanziert.“ Auch die Bergesinsätze des Hospitals und die Dorfgesundheitsarbeit werden von der Gossner Mission unterstützt.

Videoclip vom Auftritt Dr. Maschers im ZDF (ca. 10 min.): <https://bit.ly/2BQo2qQ>

Sie können die Arbeit Dr. Elke Maschers und des Krankenhauses Chaurjahari unterstützen. Unser Spendenkonto:

Gossner Mission
Evangelische Bank
IBAN: DE35 5206 0410 0003 9014 91
BIC: GENODEF1EK1
Kennwort: Nepal – Hospital

Gossner Kirche begeht 100 Jahre Unabhängigkeit

Jubiläum. 2019 begeht die indische Gossner Kirche ihr 100-jähriges Bestehen mit einer Vielzahl von Feierlichkeiten in den einzelnen Diözesen. Den Auftakt bildeten die Jubiläumsvorfestlichkeiten in Assam im Februar. Die Gesamtkirche feiert Ende Oktober/Anfang November im Beisein zahlreicher internationaler Gäste in Ranchi.

Bereits Ende des 19. Jahrhunderts, nachdem die Missionsarbeit immer größere Erfolge hatte erzielen können, hatten die Gossner-Missionare eine selbstständige Kirche angestrebt. Das Gewinnen und Ausbilden von einheimischen Katecheten und Pastoren wurde zu ihrer Hauptaufgabe. Eine Zäsur stellten der Ausbruch des Ersten Weltkrieges und wenig später die Ausweisung der deutschen Missionare aus Indien dar. In dieser Situation konstituierte sich 1919 die Gossner Kirche als erste protestantische Kirche Indiens. Diese junge Kirche war damit die erste auf einem neuzeitlichen Missionsfeld überhaupt. Sie benannte sich nach dem bis heute von ihr verehrten Missionsgründer Johannes Evangelista Goßner.

www.gossner-mission.de/pages/indien.php



^
Feierlichkeiten in Assam. Die Gossner Kirche begeht ihr Jubiläum mit mehreren Festivitäten in 2019.

Gossner Mission auf Tour

Termine. Bei mehreren Terminen und Veranstaltungen kann man die Gossner Mission in diesem Frühjahr treffen. Kommen Sie vorbei, wir freuen uns auf Sie!

Hier die Termine im Überblick:

Do, 30. Mai, 11 Uhr
Kalletaler Himmelfahrtsgottesdienst.
Mit Oda-Gebbine Holze-Stäblein, Landessuperintendentin i.R. und Vorstandsmitglied der Gossner Mission.

Veranstalter: Lippischer Freundeskreis der Gossner Mission
Ort: Peterskirche Talle, Ev.-ref. Kirchengemeinde Talle, Am Knapp 1; 32689 Kalletal.
<https://ev-ref.kirchengemeinde-talle.de>

+++

Mo, 10. Juni, 11 - 18 Uhr
Der Himmel in Berlin. Pfingstfest der Kirchen.
Mit Aktionsständen von Gossner Mission und Berliner Missionswerk sowie Gottesdienst zur Einführung von Dr. Christof Theilemann in sein Amt als Direktor des Berliner Missionswerkes (17 Uhr).

Ort: John F. Kennedy-Platz vor dem Schöneberger Rathaus in Berlin. Am Rathaus 2. 10825 Berlin

+++

Sa, 15. Juni, ab 10 Uhr
Fest der Kulturen
Mit Aktionsständen des Ostfriesischen Freundeskreises der Gossner Mission und des Arbeitskreises Uganda sowie Beiträgen des Kindergartens „Schneckenhaus“ Osteel.
Ort: Marktplatz, 26506 Norden.

+++

19. - 23. Juni
37. Deutscher Evangelischer Kirchentag in Dortmund
Mehr: Seite 7



^
Beim Pfingstfest der Kirchen in Berlin präsentiert sich die Gossner Mission mit Infos und Aktionen.

Gut und HELFEN und verlässlich

Die Gossner Mission freut sich über ein gutes Spendenergebnis 2018: Es gingen 329.769 Euro an Spenden und Kollekten ein. „Unser Werk steht mit seiner Erfahrung von 180 Jahren für Verlässlichkeit und für Effektivität im Spendeneinsatz“, so Direktor Christian Reiser. „Das honorieren die Gossner-Freunde, indem sie uns Jahr für Jahr ihr Vertrauen schenken. Allen Unterstützerinnen und Unterstützern gilt unser herzlicher Dank!“ Was aber konnte mit den Spenden 2018 bewirkt werden?

Gesundheit, Bildung und soziale Gerechtigkeit: Diese Themen nimmt die Gossner Mission bei ihrer Arbeit vor allem in den Blick. Beim so genannten „Mugu-Projekt“ in den Bergen von Nepal etwa stehen all diese Ziele im Fokus. Junge Menschen, die aufgrund ihrer Herkunft aus benachteiligten Bergfamilien kaum eine Perspektive hätten, lernen lesen und schreiben, eignen sich Kenntnisse zu Hygiene und gesunder Ernährung an und brechen Tabus auf.

Seit 2010 unterstützt die Gossner Mission diese Arbeit. Ein anderes Beispiel aus der Bildungsarbeit: die Martha-Kindergärten in Indien, die auf kreative und kindgerechte Weise schon die Kleinen fördern (s. Seite 30).

Ein besonderes Erfolgsprojekt im Gesundheitsbereich ist das Krankenhaus Chaurjahari in Nepal, das segensreich für die Menschen in der Bergregion Rukum wirkt. Dazu trägt die Gossner Mission mit ihrer finanziellen Unterstützung entscheidend bei. So war es eine sehr erfreuliche Bestätigung unserer Arbeit, als Ärztin Dr. Elke Mascher im Dezember im ZDF eine Auszeichnung entgegennehmen durfte. Die Sendung sowie zahlreiche Medienberichte trugen dazu bei, dass die Gossner Mission im Anschluss zusätzliche UnterstützerInnen für die Arbeit in Chaurjahari begeistern konnte.

2018 stand mit dem Schutz und der Förderung von Frauen ein weiteres wichtiges Thema im Mittelpunkt. In Sambia unterstützt das Werk seit Jahrzehnten Frauen auf dem Weg zu mehr Gleichberechtigung. Es initiiert und begleitet Selbsthilfegruppen, die es den

Frauen ermöglichen, sich über Kleinkredite und über Einkommen schaffende Maßnahmen selbstständig zu machen. Das stärkt die Frauen und kommt ihren Familien und letztlich der ganzen Region zugute.

Über diese Selbsthilfegruppen hinaus wurde 2018 in Sambia ein Programm vertieft, das Mädchen Selbstbewusstsein, Bildung und Perspektiven schenkt. An zunächst 28 Schulen im Süden des Landes soll dieses Programm greifen.

In Indien fördert die Gossner Mission junge Frauen, die ein Theologiestudium aufnehmen wollen, dies aber nicht selbst finanzieren können. „LIPPE HILFT“, eine Aktion des Lippischen Freundeskreises, nahm sich 2018 des Themas an, um die Stipendienvergabe durch die Gossner Mission zu unterstützen. Zehn angehende junge Theologinnen – und die gesamte



^ Ein neuer Brunnen für 800 Schülerinnen an der Mädchenschule in Kitgum (Uganda): Afrika-Koordinator Dr. Volker Waffenschmidt darf das (blaue) Band durchschneiden.

21 neue SELBSTHILFE-GRUPPEN in Sambia machen Frauen stark!



< Freude über den neuen Martha-Kindergarten in Chai-basa – auch bei Eltern und Großeltern...

800 SCHÜLERINNEN an der Schule in Kitgum (Uganda) profitieren vom neuen BRUNNEN.

indische Kirche – profitieren alljährlich von dem Programm.

Ungewöhnlich war 2018, dass gleich zwei größere Wasserprojekte realisiert werden konnten. Die Y.Y. Okot-Schule in Kitgum (Uganda) bat um Hilfe, da die einzige Brunnenpumpe ausgefallen war und 800 Mädchen mit ihren Kanistern täglich vom Internat aus weite Strecken zurücklegen mussten. Nach dem Spendenaufruf der Gossner Mission gingen innerhalb kürzester Zeit 4500 Euro ein, die umgehend nach Uganda transferiert wurden. Im November konnte bereits die neue Wasseranlage feierlich eingeweiht werden.

In Masuku/Sambia war der Umfang des Wasserprojektes ungleich größer, denn hier waren mehrere Brunnen trockengefallen, bzw. die Wasserleitungen marode. Rund 75.000 Euro waren veranschlagt. Um einen großen Teil der benötigten Summe beim Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) geltend machen zu können, musste die Gossner Mission zunächst einen Eigenanteil von rund 19.000 Euro aufbringen. Die dafür erforderlichen Spenden gingen bereits 2017 ein – und so stand dem erfolgreichen Brunnenbau in 2018 nichts mehr im Wege (s. Seite 26).

Dies sind einige Beispiele. Sie zeigen, dass die Gossner Mission 2018 erneut vielen Menschen weltweit zur Seite stehen und neue Hoffnung schenken konnte.

Warum aber unterstützen so viele SpenderInnen in Deutschland so treu die Arbeit unseres Werkes? „Bei mir ist es zum einen die Begeisterung für Nepal. Seit einer Reise dorthin lassen mich die Eindrücke nicht mehr los – die Armut, aber auch die Lebensfreude und die Gastfreundschaft“, antwortet einer

3248 PATIENTEN wurden bei **5** mehrtägigen BERGEINSÄTZEN des Krankenhauses Chaurjahari (Nepal) behandelt.

unserer Spender, der seit vielen Jahren das Krankenhaus Chaurjahari sowie das Projekt in der Bergregion Mugu unterstützt. Und der gebürtige Berliner weiter: „Zum anderen hängt das mit der sehr guten Informationspolitik der Gossner Mission zusammen: Zeitschrift, E-Mail-Newsletter, Info-Briefe – ich fühle mich jederzeit auf dem Laufenden und weiß, wie meine Spenden eingesetzt werden.“

Transparenz, Verlässlichkeit, Effektivität – das sind wichtige Faktoren für unsere UnterstützerInnen. Zum Vertrauen in die Arbeit des Werkes trägt zudem das DZI-Spendensiegel bei, eine Auszeichnung des Deutschen Zentralinstituts für soziale Fragen (DZI). Das Siegel bestätigt jedes Jahr aufs Neue, dass die Gossner Mission mit den ihr anvertrauten Spenden effizient, verantwortungsvoll und nachhaltig umgeht. Auch 2019 hoffen wir darauf, dass viele Unterstützerinnen und Unterstützer unsere Arbeit mittragen, um weiterhin mit Herz und Hand an der Seite der Menschen zu stehen. ▀



Jutta Klimmt ist als Öffentlichkeitsreferentin für die Kommunikation mit den UnterstützerInnen verantwortlich und freut sich beinahe täglich über positive Rückmeldungen.

Vor genau 80 Jahren ließen sich die ersten Missionare in dieser unwirtlichen Gegend nieder und gründeten die Station Masuku. Tief im Süden des damaligen Nord-Rhodesien, nur noch ein paar Meilen vom Sambesi entfernt. Hoch am Berg bauten sie sich ihre Wohnhäuser mit Blick weit über das Land hinweg. Eine Kirche entstand weiter unten; eine Schule gehörte natürlich auch zur Station, ebenso wie eine kleine Klinik. Mission ging schon immer einher mit Bildung und Gesundheit. Und wie sieht es heute aus in Masuku?

Text: Volker Waffenschmidt

Wasser BRUNNENBAU marsch



Die Schule: idyllisch gelegen – aber dadurch auch ein wenig in Vergessenheit geraten.

In den 1960er Jahren erfolgte ein Ausbau der Schule zum Internat. Das war die Zeit der Unabhängigkeit; in Sambia herrschte Aufbruchstimmung. Aber dann stagnierte vieles, auch in Masuku. Und so sah die frühere Station noch bis vor kurzem so aus wie vor Jahrzehnten. Mit der Missionsstation aber versank auch die Wasserversorgung im Dornröschenschlaf.

Wenn ich heute in Choma, der Provinzhauptstadt, die Teerstraße verlasse und nach Masuku abbiege, dann habe ich 60 Kilometer vor mir. Aber für diese brauche ich fast zwei Stunden. Der Ort liegt auch heute noch weit ab von den Haupttrouten. Früher, so heißt es, wurde aus der unten im Tal gelegenen Mine die Kohle mit einer Seilbahn hier herauf gefördert und mit der Eisenbahn weiter transportiert. Von der Eisenbahn lugen hier und da noch die Schienen hervor. Der Busch holt sich das Land zurück. Der Schwertransport hat sich auf die Straße verlagert, die tonnenschweren Lastwagen nehmen die Route durchs Gwembetal. Masuku ist abgehängt. Alles erscheint wie zu Zeiten der ersten Missionare.

Ich erreiche Masuku nach holpriger Fahrt, die den Stoßdämpfern und dem Rücken manches abverlangt hat. Es sind Ferien, daher sehe ich nur wenige der 400 Schülerinnen und Schüler, die hier unterrichtet werden und zum Teil auch im Internat leben. Immerhin, so viele junge Menschen „verirren“ sich in diesen abgelegenen Winkel des Landes? „Ja“, sagt Rita Tembo, die Schulleiterin, „die Schule hat einen guten Ruf, da nehmen die Menschen die Abgeschiedenheit in Kauf“. Die Schule gehört der United Church of Zambia (UCZ), die sie von den Missionaren übernommen hat.

Zur Schule gehört auch ein Krankenhaus. Ich erschrecke ob des baulichen Zustands. Das Dach löchrig, die Balken wenig vertrauenerweckend. Warum denn nicht mal die Bleche auf dem Dach ausgetauscht würden, frage ich. „Da traut sich niemand rauf“, gesteht mir die diensthabende Krankenschwester Mary Phiri. „Das Dach trägt nicht mehr. Aber wir haben begonnen, oben am Berg eine neue Klinik zu bauen.“ Wir steigen gemeinsam hinauf, und da stehen sie, die neuen Gebäude. Schmuck sehen sie aus, und noch weitere sollen hinzukommen. Ja, das sieht nach Qualität aus. Wie auch die Schule insgesamt einen gepflegten Eindruck macht.

Fotos: Christian Reiser(2)



Allein, das Wasser macht Sorgen. Und darum war ich ja angereist. Ein einziges Bohrloch sorgt für Wasser für all die Kinder, die Bewohner und Angestellten, für die Patienten. Zwar gibt es noch weitere Brunnen, aber die sind trocken gefallen oder zusammengestürzt. Eine renommierte Wasserbaufirma hatte 2017 die Brunnen untersucht und einen Plan ausgearbeitet, wie man die Wasserversorgung in Masuku wieder oder vielleicht überhaupt erstmalig auf einen angemessenen Stand bringen könne. Die Studie war von der Christlichen Sambiahilfe in Auftrag gegeben worden; das Ergebnis wurde dann der Gossner Mission präsentiert. Ob wir uns da engagieren wollten?

Das Vorhaben schien uns aber doch ziemlich gewaltig. Es war ja nicht damit getan, vielleicht noch ein oder zwei weitere Brunnen zu bohren. Auch das ganze Wasserverteilsystem musste in Ordnung ge-



^

Januar 2018: Das Team vor Ort bespricht mit Heidrun Fritzen und Dr. Volker Waffenschmidt das weitere Vorgehen.



Männer aus der Umgebung helfen mit beim Graben der Schächte für die Wasserleitungen. ▽



^ Schweres Gerät muss anrücken – und ist letztlich erfolgreich!

zuverlässiger Projektkoordinator gefunden, und auch die Wasserbaufirma stellte ihre Expertise weiter zur Verfügung. So rückte im August 2018 ein riesiger Bohr-Truck an und begann sein Werk.

Brunnenbohrung mit Hindernissen

Brunnen bohren hat ein bisschen was von Börse. Man investiert, aber eine Garantie dafür, dass man am Ende auch belohnt wird, kann niemand geben. Deshalb hatte die Firma zunächst verschiedene Szenarien für Erfolg und Misserfolg entworfen.

Und es blieb spannend. Hindernisse tauchten auf. In einem Fall stieß der Bohrer auf Felsen, sodass ein Weiterbohren unmöglich war. In einem anderen Fall stieß er am Grund auf eine in alter Zeit herabgefallene Pumpe, von der man nichts wusste und die nicht gehoben werden konnte. Jedes Mal hieß es: Abbauen, umsetzen, erneut bohren.

Dennoch gelang es, neben dem einen funktionierenden Brunnen einen weiteren funktionsfähig zu machen. Doch die Wassermenge lag noch deutlich unter der benötigten. Ein völlig neuer Brunnen wurde notwendig – und wie war das Erstaunen groß, als

Danke

Exakt 74.360 Euro kostete die neue Wasserversorgung für Masuku. 55.770 Euro übernahm das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ); die Gossner Mission steuerte 18.590 Euro aus Spendenmitteln bei. Ohne diesen Eigen-Beitrag wäre die Umsetzung des Projekts nicht möglich gewesen. Für die Unterstützung sagen wir herzlichen Dank!

das Wasser in kräftiger Fontäne herausschoss! Allein dieses eine Bohrloch erbrachte sechsmal so viel Wasser wie die anderen beiden zusammen. Das erste Ziel war erreicht. Wasser war in ausreichendem Maße vorhanden. Und da die Bohrungen am Ende der Trockenzeit stattfanden, wenn der Grundwasserspiegel am niedrigsten ist, konnte auch davon ausgegangen werden, dass das Reservoir rund ums Jahr liefern würde.

Nun begannen die Installationsarbeiten. Weitere Lastwagen machten sich auf den beschwerlichen Weg. Die Zeit wurde knapp, denn die Regenzeit konnte jeden Moment beginnen, und dann würden die Sandpisten für die schweren Fahrzeuge kaum noch passierbar sein. Es gelang, rechtzeitig alles an Ort und Stelle zu bekommen. Etliche Großtanks mit 10.000 Litern Fassungsvermögen wurden auf Gerüste gehoben, die zuvor zusammengeschweißt werden mussten. Hunderte Meter Stahlrohre waren zu vergraben, dann die Pumpen mit den Solarpaneelen zu verbinden. Weitere Firmen wurden beauftragt. Die lokale Bevölkerung beteiligte sich an den Schachtarbeiten für die Leitungen. Alle waren enthusiastisch dabei, vor allem, wenn wieder ein Lkw mit Materialien ankam und man den Fortschritt handgreiflich erleben konnte.

Nun hat Masuku Wasser – ausreichend und in guter Qualität! Für die Überprüfung der Qualität ist Precious Mwansa zuständig, die als ausgebildete Umwelttechnikerin regelmäßig Proben nimmt und ins Labor bringt. Überhaupt, jetzt geht es darum, dass das Wassersystem nicht wieder in den alten



^ Wasser marsch! Glückliche Kinder zapfen ihr Wasser jetzt direkt am Hahn – statt mit ihrem Kanister am Brunnen Schlange zu stehen.

Zustand zurückfällt, sondern den neuen Standard hält. Schule und Klinik sowie andere Nutzer haben daher ein Wasserkomitee gebildet und einen Wassermanager ernannt. Sie ziehen Wassergebühren ein, sorgen für Aufklärung unter den Anwohnern, wie sie mit dem Wasser umzugehen haben. Zur Stärkung dieses Komitees wurde eigens ein Fortbildungswochenende in den Projektplan eingefügt, bei dem Experten das notwendige Management-Wissen vermitteln.

In Kürze werde ich wieder den holprigen Weg nach Masuku auf mich nehmen. Ich fahre zur „Endabnahme“. Und um mich mit den Menschen vor Ort zu freuen. Darüber, dass die Kinder jetzt nicht mehr mit ihren Kanistern in langen Schlangen vor dem einzig funktionierenden Brunnen warten müssen. Und dass das Wasser im Krankenhaus nicht mehr in große Wannen umgefüllt werden muss, damit es bei der nächsten Geburt zur Verfügung steht.

Und ich werde von dem Wasser kosten, diesem wichtigsten Elixier, ohne das kein Leben ist. ▴



Dr. Volker Waffenschmidt ist Afrika-Koordinator. Und freut sich sehr, dass er 2018 zwei Wasserprojekte – eines in Sambia, eines in Uganda – erfolgreich umsetzen konnte.

Fotos: privat (3)



KHUSHBOO DUNG DUNG

studiert Theologie am Gossner Theological College in Ranchi. Seit frühester Kindheit hat sie sich das gewünscht. „Schon als Kind habe ich täglich in der Bibel gelesen und irgendwann hat sich der Wunsch entwickelt, andere Menschen daran teilhaben zu lassen.“ Die junge Frau stammt aus Simdega im indischen Bundesstaat Jharkhand; ihre Eltern sind Bauern. Es fiel ihnen nicht leicht, die sechs Kinder – zwei Jungs und vier Mädchen – großzuziehen. Ein Theologiestudium hätten sie niemals finanzieren können. Umso größer war die Freude, als Khushboo – als eine von zehn Frauen jährlich – ein Stipendium von der Gossner Mission erhielt.



IBRAHIM AZAR

predigte beim Epiphanius-Gottesdienst, mit dem die Gossner Mission und das Berliner Missionswerk traditionell gemeinsam ins Jahr starten. Der 57-Jährige, der in München studiert hat und leidenschaftlicher FC Bayern-Fan ist, war vor einem Jahr in Jerusalem in sein Amt als Bischof eingeführt worden. In seiner Predigt blickte er nun zurück auf seine Kindheit in Palästina: „An meiner Schule lebten und lernten christliche und muslimische Kinder friedlich miteinander“, so der Bischof der Ev.-luth. Kirche in Jordanien und im Heiligen Land. Die Vision vom friedlichen Miteinander der Religionen motiviert Azar heute, sich für Versöhnung und Verständigung in seiner Heimat einzusetzen.

www.elcjlh.org



JOHAN DANG

nahm im Januar an der konstituierenden Sitzung der Lippischen Landessynode teil. Zum ersten Mal hatte die Landeskirche einen Vertreter der indischen Gossner Kirche zur Synode eingeladen. Auf dem Reiseprogramm von Johann Dang, dem Leitenden Bischof, stand in Detmold zudem die Konferenz zum „Bekenntnis von Belhar“. Dieses Bekenntnis wurde 1986 in Südafrika verfasst und hält prinzipiell fest: „Kirche ist aufgerufen, für Gerechtigkeit zu streiten. Wer Gott sucht, kommt an den Armen und Entrechteten nicht vorbei.“ Für die indische Gossner Kirche, die rund 500.000 Adivasi (Indigene) vertritt, ein Bekenntnis, das sie überzeugt mitträgt.

www.lippische-landeskirche.de



MELVIN KASONTOBWA

ist stellvertretender Schulleiter einer der ältesten Schulen Sambias: Die Tradition der Kafue Boys School reicht bis ins Jahr 1900 zurück. Sie wurde von methodistischen Missionaren am Fluss Kafue gegründet – und hatte es zu Beginn schwer: Schüler und Lehrer wurden häufig von Krokodilen und Flusspferden angegriffen ... Also zog die Schule 1938 um. Heute besuchen mehr als 700 Jungen die Schule und das Internat. Beides wird von der United Church of Zambia getragen. Im Oktober 2018 nahm Melvin Kasontobwa als Gossner-Vertreter an der ersten „Ecumenical Academy“ zum Thema Bildung des Berliner Missionswerkes teil. „Protestantische Bildung im Sinne Martin Luthers“ sei sein Leitbild, freute er sich über die Einladung.



ODA-GEBBINE HOLZE-STÄBLEIN

liebt klare Worte. Ihre Andachten und Predigten schätzt man nicht nur bei der Gossner Mission und in der Landeskirche Hannovers. Auch beim „Wort zum Sonntag“ galt sie jahrelang als „wichtigste Kraft“, wie es in einem Kommentar zu ihrem Fernseh-Abschied 2003 hieß. Insgesamt elf Jahre lang stand sie regelmäßig samstags vor der Kamera: „Dann reichte es aber auch“, wie sie selbst sagte. Oda-Gebbine Holze-Stäblein kam als Regionalbischöfin des Sprengels Ostfriesland qua Amt zur Gossner Mission – und blieb nach ihrem Eintritt in den Ruhestand begeistert dabei. Heute ist sie gewählte Kuratorin und Mitglied des Vorstands der Gossner Mission.

Sie schrieb für uns die Andacht zur Jahreslosung: Seite 4



WILSON KITARA

ist neuer Bischof der Diözese Kitgum der Church of Uganda. Der 48-Jährige wurde im November 2018 vor mehr als 10.000 Menschen in sein Amt eingeführt. In Erinnerung bleiben wird ihm sicherlich nicht nur diese Einführung, sondern auch ein besonderes Geschenk: Die deutsche Delegation mit Superintendent Dr. Helmut Kirschstein aus Norden an der Spitze hatte ostfriesische Boßelkugeln für ihn im Gepäck ... Nach den Feierlichkeiten begleitete der Bischof die deutschen Gäste nach Paloga, wo eine neue Berufsschule entstehen soll. Und er nahm gern die Einladung nach Ostfriesland zum „Boßeln“ an.



ELSBETH UND PAUL KANDULNA

blicken auf eine lange und bewegte Liebes- und Lebensgeschichte zurück. Elsbeth – warmherzig, fröhlich und zugewandt – stammt aus Ostpreußen, harter mit ihrer Familie drei Jahre in russischer Gefangenschaft aus, litt unter Hunger und Erschöpfung, durfte 1947 endlich ausreisen und fand später ein Zuhause in Wolfsburg. Paul – engagiert, herzlich und viele Jahre im Gossner-Kuratorium aktiv – wurde in Indien geboren, arbeitete dort an einem Entwicklungshilfeprojekt mit und fand 1963 einen Arbeitsplatz bei VW. Bei einer Jugendfreizeit im Harz lernten sich die beiden kennen und lieben. Doch mussten sie noch zahlreiche Widerstände überwinden. Im Dezember 2018 feierten sie mit ihrer großen Familie Goldene Hochzeit in Wolfsburg – und die Spenden (in Höhe von 1100 Euro) waren für die Arbeit der Gossner Mission bestimmt.

ULRIKE TRAUTWEIN

freut sich auf ihre Indienreise im Oktober. Als Delegierte ihrer Landeskirche wird die Berliner Regionalbischöfin an den Feierlichkeiten der Gossner Kirche zum 100-jährigen Bestehen teilnehmen. „Indien ist ein faszinierendes Land. Dort gemeinsam mit einer jungen Kirche des globalen Südens 100 Jahre Unabhängigkeit zu feiern, das ist etwas Besonderes.“ Wer Ulrike Trautwein kennt, schätzt ihre zugewandte und authentische Art sowie ihr großes Engagement für Toleranz und Weltoffenheit. Das wurde im Januar bei einer Feierstunde zu ihrem 60. Geburtstag in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche immer wieder hervorgehoben. Und eine weitere Leidenschaft wurde mehrfach erwähnt: ihre Begeisterung fürs Krimi-Lesen.

twitter.com/trautwein_u?lang=de



Fotos: Gerd Herzog (3), Helmut Kirschstein (1), Jutta Klimmt (2), privat (1), Christian Reiser (1)

Fenster zur Welt

Mitten in der sommerlichen Rekord-Hitzewelle hier bei uns in Südaustralien steckte der Briefumschlag aus Deutschland im Kasten: die „Gossner.“ 3/2018. Spannend die Artikel über Indien, vor allem der von Mukut Bodra, der als Freiwilliger in Deutschland war und jetzt in Indien ein stärkeres Engagement seiner Kirche fordert. Spannend das Interview mit Johannes Heymann und Klaus Roeber, die mich beide beeindruckten: Heymann mit seinem Bezug zu der durch die Kolonialpolitik verpönten Mission (das kann ich hier sehr gut nachvollziehen in Bezug auf die Aborigines), und Roeber, der darauf aufmerksam macht, dass wir weniger zu verlieren, sondern viel mehr zu gewinnen haben. (...) Spannend auch, dass der Freiwillige in Uganda, Lars Ulferts, entgegen allen Trends Afrika als „Chancenkontinent“ bezeichnet. Und dann, fast ganz am Schluss, ein Foto meines früheren theologischen Lehrers, Professor Konrad Raiser.

Als „Fenster zur Welt“, so erlebe ich diese Zeitschrift. Fast so, als würde ich in Berlin aus dem Fenster in eine belebte Straße schauen. Die Zeitschrift bringt die Laute, Stimmen, Gerüche aus dieser Welt zu mir aufs Sofa in Australien. Was mir fehlt? Mehr „originale“ Stimmen aus diesen Ländern, mit Namen und Personenbeschreibung – so wie bei Mukut Bodra. Auch ausführliche Artikel über Ursachen und Zusammenhänge – lokal wie global – fände ich wichtig, vor allem von Betroffenen vor Ort. Wenn nicht Missionswerke wie die Gossner Mission, wer sonst bietet diesen Menschen und ihren Kulturen authentischen Raum in Deutschland? Die Andersartigkeit ihres Denkens und Handelns, ihrer Welt und Umwelt – das ist es doch, was wir zu verstehen und akzeptieren lernen müssen. Die „Gossner“ hat einen Auftrag, nämlich den Dialog zu ermöglichen und zu fördern. Und das habe ich – nicht zuletzt – von Konrad Raiser gelernt. Ihnen allen vielen Dank für alles Engagement.

Gerhard Rüdiger, Nuriootpa, Australien

(Anm. der Redaktion: Gerhard Rüdiger – Gemeindepädagoge und Theologe aus Frankfurt am Main – lebt seit 2006 in Südaustralien. Er engagiert sich u.a. mit Aborigines für die Wiederbelebung ihrer Sprachen.)

Viel Freude bereitet

Ihre Zeitschrift 3/2018 hat mir viel Freude gemacht – vom Inhalt her (besonders die vorzügliche Andacht von Dr. Kirschstein!), aber auch wegen der schönen Gestaltung!

Sie leisten weltweit eine gute Arbeit, die ich schon seit vielen Jahren gerne unterstütze. Und noch etwas verbindet mich mit Ihnen: Goßners Buch „Schatzkästlein“, in dem ich jeden Abend lese. Ich habe es von meinem Großvater Richard Goßner (Jg. 1873) geschenkt bekommen, und der wiederum von seinem Vater Ferdinand Goßner (Jg. 1841). Mein „Schatzkästlein“ dürfte also um die 130 Jahre alt sein (ein Impressum gibt's nicht). Entsprechend strapaziert sieht es aus: vielfach geklebt, eingerissene Seiten, am Ende fehlen davon einige. Der Goldschnitt ist verblasst. (...)

Irmintraut Sauer, Seligenstadt

Einblicke in Geschichte und Gegenwart

Das Gossnerheft 3/18 ist da – mit schönen Fotos und informativen Artikeln und einem tollen Interview. Natürlich kenne ich den langjährigen früheren Präses Nottrott! Das Interview transportiert auf gut lesbare Weise viele Einblicke in die Geschichte und Gegenwart der Gossner Mission. Und mit Johannes Heymann hat Dr. Klaus Roeber offensichtlich einen begeisterten Mitstreiter gewonnen. Glückwunsch und weiterhin viele Interessenten am Berliner Gossner-Pilgerweg!

Dr. Joachim Wietzke, Hamburg

Ein Lese-Vergnügen

Gute Texte, gute Fotos, gute Gestaltung! Seit die Gossner-Zeitschrift ein neues Format hat, begeistert sie mich noch mehr. Herausragend in Ausgabe 3/18: das Interview mit Roeber/Heymann von Jutta Klimmt und der Bericht zum Wiederaufbau in Nepal von Karin Döhne. Und die Kurzporträts am Schluss sind immer ein besonderes Vergnügen.

Sabine Lehmann, Brandenburg a.d. Havel

Hier ist Platz auch für Ihren Leserbrief!

Schreiben Sie uns per E-Mail oder Brief:

redaktion@gossner-mission.de

oder

**Gossner Mission
Redaktion
Georgenkirchstr. 69/70
10249 Berlin**

Die Redaktion behält sich das Recht von Kürzungen vor.

Wir freuen uns auf Ihre Zuschrift!

vivavoce & GÄSTE

DIE A CAPPELLA BAND

AUS DER WELTWEITEN KIRCHE

1000 STIMMEN EINE WELT



SAMSTAG, 22. JUNI 2019, 19 UHR

KIRCHENTAG DORTMUND,

FRIEDENSPLATZ

Anschließend: Abendsegen mit dem
EKD-Ratsvorsitzenden
Dr. Heinrich Bedford-Strohm
(Schirmherr)

**Gossner
Mission**

mission.de
um Gottes willen – der Welt zuliebe



Hier können Sie helfen!



Aufklären, beraten, trösten, helfen!

Florence Akuzu, selbst erst 28 Jahre alt, ist eine starke Frau! Als Mädchen wurde sie von einem älteren Mann vergewaltigt – und geriet auf Jahre in wirtschaftliche Abhängigkeit von ihm. Dann konnte sie sich lösen – und will nun verhindern, dass es anderen Mädchen und jungen Frauen in Uganda ähnlich ergeht. „Viele Mädchen auf dem Land legen täglich weite Wege zurück – allein, auf einsamen Pfaden, zum Feld, zum Einkaufen, zum Brunnen, oft im Dunkeln – und werden dabei Opfer einer Gewalttat“, betont Florence. „Sie sind völlig unwissend und hilflos – und nach einer solchen Gewalttat verzweifelt.“

Was sollen sie tun? Den Mann anzeigen? Überhaupt über das Vorgefallene reden? Und riskieren, von der eigenen Familie verstoßen zu werden? Und was gar, wenn es zu einer Schwangerschaft kommt? „Die Mädchen sind gefangen in einem Teufelskreis aus Angst und Scham. Auch mir erging es damals so“, sagt Florence (rundes Foto).

Sie will helfen: „Vieles kann so einfach sein!“ Die Mädchen auf dem Land über die Gefahren aufklären; sie ermuntern, weite Wege nur noch zu zweit oder in

der Gruppe zurückzulegen; die Dunkelheit zu meiden. Und diejenigen, die schon eine Vergewaltigung erlebt haben, die schwanger oder schon Mutter sind, stärken; ihnen in ihrer Not zur Seite stehen! Florence, die Krankenschwester gelernt hat, arbeitet mit vier Seelsorgerinnen des katholischen Missionskrankenhauses in Kalongo zusammen. Gemeinsam betreuen sie auf professionelle Weise Frauen, die sexualisierte Gewalt erfahren haben.

Florence Akuzu hat eine Initiative gebildet, die mittlerweile auf fast 300 Frauen angewachsen ist. Einigen der betroffenen Frauen, die nicht länger zu Hause wohnen dürfen, gibt sie Arbeit in ihrem kleinen Restaurant; andere leitet sie an, mit handwerklichen Tätigkeiten Einkommen zu erwirtschaften; mit der Herstellung von Schmuck, von Flüssigseife, von Körben und Taschen.

In kleinen Gruppen, meist zu viert, gehen die Frauen aufs Land und bieten dort Aufklärungsunterricht und Beratung an. Und sie berichten von ihren eigenen Erfahrungen. Nun wollen sie den Radius vergrößern, und dafür bitten sie um Unterstützung. „Zwei Motorräder

mit Fahrer mieten – damit könnten je vier Frauen regelmäßig zu Besuchsdiensten in die Dörfer fahren“, umreißt Florence ihr Vorhaben.

Später will sie das Projekt erweitern; sie denkt über den Aufbau eines Frauenhauses nach. Aber zunächst geht es ihr um die „Outreach“-Komponente, um den Besuchsdienst auf dem Land.

„50 Euro kostet durchschnittlich ein Beratungstag. Mit Motorradmiete, Kraftstoff und Verpflegung. Bitte helfen Sie mit; bitte helfen Sie den Frauen in Uganda!“



Das Deutsche Zentralinstitut für soziale Fragen (DZI) bescheinigt:

Ihre Spende kommt an!

Unser Spendenkonto:

Gossner Mission
Evangelische Bank
IBAN: DE35 5206 0410 0003 9014 91
BIC: GENODEF1EK1

Kennwort: Uganda – Frauen